

"Worte für den Tag" im rbb

Montag, 16. Dezember 2013

Im Elendstal lebten die Ärmsten der Armen. Knopfmacher, Besenbinder und Tagelöhner, die sich am Rande der Stadt notdürftige Lehm- und Bretterhütten gebaut hatten. Diese Beschreibung passt auf viele Elendstaler dieser Erde. Aber dieses hier befand sich mitten in Deutschland, in Wuppertal-Elberfeld und es ist 150 Jahre her, dass hier Menschen in Erdlöchern hausten, während das Bürgertum in stuckverzierten Häusern wohnte.

Wer es vermeiden konnte, ging nicht zu den verwilderten Gestalten im Elendstal. Aber das war Tante Hanna egal.

Tante Hanna hieß eigentlich Johanna Faust. Sie hatte als Kind erlebt, wie schnell sich die Armutsspirale abwärts dreht. Als der Vater starb, verarmte ihre Familie, sie war noch ein halbes Kind, als für sie die Schinderei in einer Seidenfabrik losging. Als Erwachsene plagte sie sich mit einem alkoholkranken Mann und schuftete, um dessen Schulden zu begleichen. Und trotzdem: Als sie heute vor 110 Jahren starb, nahm die ganze Stadt Elberfeld Anteil. Warum? Tante Hanna hatte nicht nur ihr eigenes Schicksal getragen, sie hatte sich auch um das Elend der andern gekümmert. Sie ging dahin, wo niemand sonst hinwollte. Sie liebte ihren Herrn Jesus von Herzen und erzählte allen davon, während sie Kranke besuchte, Essen und Kleider von den Reichen schnorrte und an die Armen weitergab. In ihrer Sonntagsschule hingen hunderte von Kindern an ihren Lippen, wenn sie Geschichten aus der Bibel erzählte. Lesen und schreiben und auch hochdeutsch konnte sie kaum. Sie konnte andere mitziehen und für ihre Großprojekte begeistern – ein Kapellenbau im Elendstal, eine überdachte Halle für die Sonntagsschule, ein Männer-Hilfs-Verein, ein Jüngling-Hilfs-Verein.

Es gibt nur ein einziges Bild von ihr, das schon wenige Jahre nach ihrem Tod als Postkarte verbreitet wurde mit der Überschrift „Ein Wuppertaler Original“. Darauf sieht man eine alte Frau im hochgeschlossenen schwarze Kleid und abgearbeiteten Händen, mit strengem Mittelscheitel und einem kleinen verschmitzten Lächeln. Es bleibt ein Geheimnis und war wahrscheinlich ein echtes Wunder, wie diese Frau, an der so gar nichts Besonderes war, mit einem Lächeln durchs Elendstal gegangen ist und in der Liebe zu Jesus Kraft gefunden hat, das Elend nicht nur auszuhalten, sondern etwas dagegen zu tun.

Dienstag, 17. Dezember 2013

Sie sind unterwegs. Unfreiwillig, denn wer würde schon freiwillig gehen in ihrer Lage. Die Frau mit ihrem gewölbten Leib, die Beine geschwollen, kurzatmig. Wer würde schon freiwillig das Haus zurücklassen, die Wirtschaft, den kleinen Betrieb. Aber sie müssen. Der Kaiser hat gerufen, er will seine Untertanen zählen, und dazu muss jeder Mann mit seiner Familie in die Stadt gehen, aus der seine Vorfahren stammen. Und so machen sich Maria und Josef auf. 170 Kilometer sind es von Nazareth im Norden nach Bethlehem im Süden. In fünf Tagesmärschen kann man das schaffen, aber für eine Schwangere dauert es bestimmt länger. Wo haben sie geschlafen? Haben sie Verwandte auf dem Weg? Müssen sie an fremde Türen klopfen? Misstrauisch blicken die Menschen, die Häuser haben, auf die Unbehausten. Aber ihnen gehören die Tage vor Weihnachten. Denen, die sich aufgemacht haben. Notgedrungen. Ungezählte Marias machen sich jetzt gerade auf. Fliehen vor einem Bürgerkrieg oder der nächsten Hungersnot. Wandern durch das Niltal, den Sahelgürtel, die Weite der Sahara, bis sie zu den Hafenstädten am Mittelmeer kommen. Wo ihnen Menschenhändler ihre letzten Ersparnisse abknöpfen für eine Fahrt übers Mittelmeer in einer Nussschale. Da haben sie längst alles hinter sich gelassen. Da gilt nicht mehr, wer sie zu Hause waren, ob jemand sie liebt und jetzt vermisst. Sie haben keinen Ort, an den sie gehören, müssen an fremde Türen klopfen und können nicht mit Unterstützung rechnen.

In katholischen Regionen gibt einen alten Adventsbrauch: Das Frauentragen. Da verlässt eine Marienfigur ihren angestammten Platz in der Kirche und geht auf Herbergssuche. Und in jedem Haus, in dem die Figur Quartier nimmt, wird sie mit einer Hausandacht begrüßt. "Gott stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen", hat Maria aus Nazareth, die obdachlose Gottesmutter, gesungen. Ihr Lied erzählt von der unbezähmbaren Hoffnung der Menschen: Dass ein Leben in Würde möglich ist. Dass keine Mutter ihre Kinder hungern sehen muss. Dass es Gerechtigkeit gibt für die, die Not leiden. Und dass die, die Häuser haben, ihre Türen weit aufmachen für die, die alles hinter sich lassen mussten. Und dann kann Weihnachten werden.

Ute Sauerbrey

Mittwoch, 18. Dezember 2013

Es kann ja so schwer sein zu sagen, was man fühlt. Besonders, wenn man dreizehn ist. Dann zieht man sich gleich nach der Schule ins Zimmer zurück und bis zum Abendbrot sind die Anzeichen dafür, dass man ein lebendiges Wesen ist, nur noch so ausgeprägt wie bei einem Laubfrosch in Winterstarre. Aber dann dringen auf einmal seltsame Laute aus dem Kinderzimmer, und wenn die Eltern einen Blick hinein wagen, sehen sie das Kind, das keins mehr ist: iPod in der Hand, Stöpsel im Ohr, selbstvergessene Tanzbewegungen machend, halblaut mitsingend – Englisch durchsetzt mit Kauderwelsch, aber egal, es ist völlig klar: Es geht um viel Gefühl, um gebrochene Herzen, Einsamkeit, Freundschaft, Sehnsucht. Schnell die Tür wieder zu. Warum ist es so viel einfacher, ein Lied zu singen über das, was in mir vorgeht, als darüber zu reden? Und schade, dass das nur hinter verschlossenen Türen und mit Stöpseln im Ohr funktionieren soll. Dabei gibt es doch auch bei uns noch ein paar Orte, wo man gemeinsam singen darf und gerne auch laut und mal falsch. Das Fußballstadion, zum Beispiel. Oder auch jede Kirche dieser Stadt. Jetzt, im Advent ist es besonders schön, weil da so viele Lieder gesungen werden, die auch von Sehnsucht und dem Leiden an dieser Welt handeln und von der großen Liebe, die alles zusammenhält. Ja, es sind vielleicht Melodien und Texte, die schon 400 Jahre alt sind. Da singe ich dann Worte, die mir im Sprechen nie über die Lippen gekommen wären – aber ist das bei den Liedern auf dem iPod der Dreizehnjährigen nicht auch so? Singen öffnet die Lippen und damit auch mein Herz. Und das Tolle in der Kirche: Da sitzen vierzig, fünfzig Menschen mit mir im selben Raum, die mitsingen. Da klingen die Stimmen von Generationen von Sängern mit, die schon vor mir gesungen haben. Im Singen gibt es Momente, da bin ich ganz sicher, dass der Himmel offen steht und die himmlischen Heerscharen mit uns ihre Stimmen erheben: "Wir stehn im Chore der Engel hoch um deinen Thron", dichtete Philipp Nicolai. Nur beim gemeinsamen Singen kann man sich tragen lassen von den Stimmen der anderen. Kann man die Sehnsucht und die Hoffnung all derer, die dieses Lied schon gesungen haben, im eigenen Herzen fühlen. Probieren Sie's mal aus, am vierten Advent zum Beispiel.

Donnerstag, 19. Dezember 2006

Sie sind beide 17 Jahre alt und zum ersten Mal so richtig verliebt. Seit zwei Monaten sind sie zusammen, das heißt, es ist schon was richtig festes. Und jetzt steht die erste Trennung bevor: Über Weihnachten fährt sie mit der Familie weg. 14 Tage Trennung – wie sollen sie das aushalten? Er wird ihr natürlich täglich Dutzende Nachrichten schicken und gibt ihr seinen Lieblingspullover mit, zum Kuscheln. Und sie bastelt ihm eine Art Adventskalender, mit kleinen Süßigkeiten für jeden Tag, der aber erst an Heilig Abend beginnt – und nicht die Tage bis zur Ankunft des Christkindes zählt, sondern bis dieser unglückselige Urlaub und damit die Trennung endlich vorüber sind. Und so schrecklich der Gedanke an die Trennung ist, so süß und schön malen sie sich schon jetzt das Wiedersehen aus.

Im Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach gibt es eine Arie, die auch so voll zärtlicher Sehnsucht ist: „Bereite dich, Zion mit zärtlichen Trieben den Schönsten, den Liebsten bald bei dir zu sehn.“ Da läuft mir beim Hören immer ein Schauer über den Rücken: „Deine Wangen müssen heut viel schöner prangen. Eile den Bräutigam sehnlichst zu lieben.“ Was hier mit unverhüllter Erotik beschrieben wird, ist das sehnliche Warten der Seele auf die Ankunft des geliebten Heilandes, Jesus, das Warten darauf, dass Gott den Menschen unbeschreiblich nahe kommt, als Kind in der Krippe. Das Bild, das der Dichter dafür findet, ist das der Vereinigung von Braut und Bräutigam: So nah, so im Innersten berührend wie die Vereinigung zweier Liebender ist es, wenn Gott diese Welt kommt.

Und so wie die beiden Siebzehnjährigen ohne einander nicht sein können, so leidet die Seele in der Arie unter der Abwesenheit des Heilandes. Das zelebrieren wir im Advent: Die aus Mangel geborene Sehnsucht. Den Mangel an Gotteserfahrung in meinem kleinen Leben. Den Mangel an Gerechtigkeit, an Frieden in dieser Welt. Gerade in dieser Jahreszeit, in der die Konsumfülle augenscheinlich ist, geht es um Zerrissenheit, um Trennung und auch um die unbändige Vorfreude auf eine Erfüllung, die uns verheißen ist. Der Advent erinnert an den Mangel und weckt die Sehnsucht nach dem Wiederkommen des Menschensohns und seines Reiches. Und diese Zerrissenheit, die ist dem verliebten Sehnen ganz ähnlich.

Freitag, 20. Dezember 2013

Jedes Jahr stelle ich mir im November vor, wie ich die Adventszeit verbringen werde: Als stille Zeit, mit gemütlichen Nachmittagen in der Familie. Und jedes Jahr ist es wieder dasselbe, ein paar Tage vor Weihnachten: All die Freunde, denen ich doch wieder keine Weihnachtskarte geschickt habe. Die Patenkinder, die auch in diesem Jahr kein Päckchen von mir bekommen. Ich habe auch keine Abende singend und bastelnd mit den Kindern verbracht. Alles begann so verheißungsvoll, und ich habe wieder nichts daraus gemacht. Und warum hoffe ich eigentlich in jedem Jahr, dass es an Heilig Abend einmal weniger Streit gibt? Dass die enttäuschten Hoffnungen, die jeder in der Familie mit sich herumschleppt, einmal im Jahr draußen bleiben? Warum gebe ich nicht irgendwann die Erwartung auf, dass ich echte, wahre, schöne Geschenke mache und selbst bekomme? Dass alles ein bisschen anders wird?

Die Weihnachtsbotschaft heißt: "So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er uns seinen eigenen Sohn geschenkt hat." Ohne Gegenleistung. Ohne heimlich auf das zu spielen, was wir im Gegenzug anzubieten haben. Gott wird Mensch. Dazu muss ich nichts kaufen, nichts kochen, nichts basteln. Und: Gott erwartet keine heile Welt am Heiligen Abend. Die hatte das Kind in der Krippe auch nicht. Gott ist nicht in einer gemütlichen Weihnachtsstube geboren worden. Und kommt auch heute nicht nur dahin, wo an Weihnachten eitel Freude herrscht. Er kommt auch in die Krankenhäuser und in die Wohnungen, wo kein Weihnachtsbaum steht. Er begehrt Einlass, wo Menschen sich streiten und verletzen, weil sie mit ihren Hoffnungen und Erwartungen nicht fertig werden.

Der Glaube an diesen Gott beginnt nicht damit, dass man etwas tut und macht, sondern dass man etwas geschehen lässt. Jetzt und heute. In den Lichtern und der Musik der Advents- und Weihnachtsgottesdienste. Beim Weihnachtsspaziergang in der klaren, kühlen Winterluft, wenn die Geschäfte endlich zu und die Straße leer geworden sind.

In der Stille, die dann einkehrt, kann Gott ganz nahe kommen und Einzug halten in unser kleines Leben, das nie perfekt sein wird. Aber das macht nichts. Auch wenn noch nicht alle Geschenke beisammen sind. Auch wenn die Familie unterm

Ute Sauerbrey

Weihnachtsbaum mehr nörgelt als singt: Weihnachten kommt trotzdem,
unaufhaltsam.

Samstag, 21. Dezember 201

Es ist einer dieser Tage, an denen es gar nicht hell wird und auch die Weihnachtsbeleuchtung der Geschäfte kein Licht spendet, sondern die ganze Trübsal nur noch schlimmer macht. Was soll ich denn da draußen, denkt er. Geschenke braucht er keine zu kaufen; Weihnachten wird er zu Mutter gehen und ihr einen Likör mitbringen, wie jedes Jahr. Den hat er schon besorgt. Die ganze Hektik geht ihn nichts an.

Irgendwann quält er sich doch hoch, geht in die Küche und trinkt einen Kaffee. Am Abreißkalender hängen viel mehr Blätter als das Jahr noch Tage hat. Er reißt sie alle ab, bis er beim 21. Dezember angekommen ist. "Sonnenaufgang 8.15, Sonnenuntergang 15.54", steht unter dem Datum. Siebeneinhalb Stunden Sonne, und die auch noch hinter den Wolken. Was für ein Tag. Es ist ein kirchlicher Kalender, den ihm seine Mutter jedes Jahr zu Weihnachten schenkt und zum ersten Mal nimmt er sich die Zeit, das Kleingedruckte zu lesen. "Tag des Apostels Thomas", steht da. Thomas heißt er auch. Kein Wunder, dass sein Leben so glanzlos verläuft, wenn der Thomas-Tag der kürzeste Tag des Jahres ist!

"Berühmt wurde Thomas durch seine Zweifel an der Auferstehung Jesu und sein Verlangen, handgreiflich die Auferstehung zu überprüfen: Erst nachdem er seinen Finger in die Wunden Jesu gelegt hatte, glaubte er das Unfassbare", steht auf dem Kalenderblatt. Ja, wie soll man das auch sonst glauben, denkt er. Ich hätte es auch so gemacht. Weiter steht da, dass der Name Thomas "Zwilling" bedeute und ihn die Legende zum Zwillingenbruder von Jesus gemacht habe. Der Thomas in der Küche muss lächeln. Thomas der Zweifler als der Zwillingenbruder des Jesuskindes? Dann müssten ja in jeder Weihnachtskrippe zwei Babys liegen. Ein holder Knabe in lockigem Haar und ein düsterer Zweifler. Nur dass Zwillinge sich ja eigentlich zum Verwechseln ähnlich sehen. Gar nicht so dumm. Mit dem süßen Jesuskind kommt auch der Zweifel in die Welt, ob das alles so stimmt und ob es überhaupt eine Bedeutung hat. Vielleicht könnte ich das ganze Weihnachts-Spektakel ja besser ertragen, wenn ich nicht das Gefühl hätte, dass der zweifelnde Zwilling darin gar keinen Platz hat, denkt er. Das wäre doch was: Wenn ich doch noch eine Rolle bekäme in diesem ganzen Spiel. Und wenn es bloß die ist, den Finger in die Wunde zu legen.